# **HANSER**

## Reinhard Jirgl

# Land und Beute

Aufsätze aus den Jahren 1996 bis 2006

ISBN-10: 3-446-23009-2 ISBN-13: 978-3-446-23009-5

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter http://www.hanser.de/978-3-446-23009-5 sowie im Buchhandel.

### »Schreiben – das ist meine Art, in der Welt zu sein«

Gespräche in Briefen mit Reinhard Jirgl Von Clemens Kammler/Arne De Winde

#### I. Allgemeine Positionierung im literarischen Feld

CK/ADW: Noch im Jahr 2000 sprach Iris Radisch in einem »DDR-Literatur der neunziger Jahre« betitelten »Text + Kritik«-Heft von »Zwei getrennten Literaturgebieten« in Deutschland. Traf diese Diagnose Ihrer Meinung nach zu und wenn ja, hat sie noch immer Gültigkeit?

RJ: Ich kenne zwar diesen Text von Iris Radisch nicht, kann also zu einer dort lesbaren Diagnose nichts sagen, doch werden gelegentlich an mich zum Thema »DDR-Literatur« entsprechende Fragen herangetragen, zu deren Beantwortung ich etwas Grundsätzliches sagen möchte.

Weil der Begriff »DDR-Literatur« auch die Bezeichnung des (glücklicherweise 1990 verschwundenen) Staates DDR in sich trägt, lag und liegt bei solcherart vorgenommener Begriffsbildung die Gefahr eines grundlegenden Mißverständnisses in der Luft, nämlich die auf dem Gebiet der einstigen DDR entstandene Literatur, geschrieben von Schriftstellern, deren Sozialisation in ebendiesem Land stattgefunden hat, zu verwechseln bzw. in eins zu setzen mit einerseits »staatstragender« Literatur sowie allgemein eine thematische Grundausrichtung (Pro oder Contra) auf die DDR zu vermuten. Zudem legt ein solchermaßen unscharfer Begriff die irrige Vorstellung einer kollektiven Geschlossenheit bei den Schriftstellern, ihren Produkten und der Leserschaft nahe, und sei dies auch nur innerhalb gewisser »Szenen« und »Nischen«.

Weder die literarische Thematisierung gesellschaftlicher Verhältnisse während der DDR-Jahre, noch die Auseinandersetzung mit staatlichen Systemerscheinungen wollen mir ausreichend Grund sein, überhaupt von »DDR-Literatur« sprechen zu können. Entscheidend hingegen waren und sind

neben den sozialen die geistigen Herkünfte der einzelnen Autoren, in ihren Arbeiten (bewußt oder nicht) gesuchte und festzustellende Zugehörigkeiten zu Stilrichtungen und Formkonzepten innerhalb der aktuellen Literaturen oder aber deren Geschichte (z. B. Expressionismus, Neue Sachlichkeit etc.).

Ich halte es daher für wesentlich produktiver, die während der DDR-Zeit und danach von Schriftstellern, die in der DDR sozialisiert wurden, geschriebenen Werke nach den zuletzt genannten Kriterien zu beurteilen; einen totalisierenden Begriff »DDR-Literatur« (wie alle totalisierenden Begriffe) erachte ich für unzureichend. Man lasse sich doch von den einst großmäuligen und heute weinerlichen Parolen derer nicht täuschen, die aus der DDR ein bis dato neues historisches Ereignis im Sinn des Humanismus und des Menschheitsfortschritts herbeireden wollten. DDR, und mit ihr der gesamte sowjetisch geprägte Staatssozialismus, war ihrem Wesen nach ein im Bürgertum des 19. Jahrhunderts stehngebliebenes System, um daraus den Terror des losgelassenen Kleinbürgertums aufzurichten. Der begann 1917 in Rußland, endete 1989 in Mitteleuropa und war daher ein Spezifikum innerhalb der Historie der Bourgeoisie. Somit sind die sämtlichen Erscheinungen innerhalb dieser staatssozialistischen Periode, wie die aller übrigen, anhand der Kriterien bürgerlicher Politik-, Ökonomie- und Kulturkritik zu betrachten, und dazu gehören auch die in der DDR geschriebenen Literaturen vor 1989.

Ohne Frage gab und gibt es Unterschiede in den einzelnen Werken, die mit der (sozialen, gesellschaftlichen) Verortung (verzeihen Sie das schreckliche Wort) des einzelnen Autors zu tun haben. Die Spezifik in den gesellschaftlichen Verhältnissen während der DDR-Jahre ließ naturgemäß andere Schreibsituationen und damit andere Werke entstehen, als z.B. in Westdeutschland. Das ist aber kein Widerspruch zu dem eben Gesagten, weil in der Einzelbetrachtung der Werke auch die singulären Machteffekte – sowohl auf den einzelnen Autor als auch die von ihm ausgelösten – deutlich werden, gegen oder mit denen die Werke zustande gekommen sind. Ein in Westdeutschland aus politischen Gründen problematisierter Autor (ich denke z.B. an Peter-Paul Zahl, gleichgültig, was man literarisch von seinem Werk hält) dürfte in seinen Repressions-

erfahrungen kaum Unterschiede aufweisen gegenüber solcherart von der DDR-Staatsführung verfemten Autoren, obwohl die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in der ehemaligen Bundesrepublik und der DDR verschieden waren.

Will man somit in den Werken deutsch-deutscher Autoren echte Unterschiede ausfindig machen, und sie sind beträchtlich, dann sollte der Blick auf die singuläre Situation eines jeden Autors gerichtet sein, was zugleich heißt, auf pauschalisierend vereinheitlichende Zuschreibungen und einseitige Ausrichtung auf eine Staatsmacht zu verzichten, selbst dann, wenn der eine oder andere Schriftsteller dies ausdrücklich für sich in Anspruch genommen hat. Denn es gab niemals »die« DDR, ebensowenig wie es »die« Bundesrepublik gab, desgleichen »der« DDR-Bürger und demzufolge »die DDR-Literatur« nicht existierten.

CK/ADW: Wie würden Sie – ggf. abweichend von den diversen Etikettierungen der Literaturkritik – Ihre eigene Position innerhalb des Spektrums deutschsprachiger Gegenwartsliteratur bestimmen?

RJ: Seit ich vor etwa 15 Jahren von der Öffentlichkeit mit meinen Arbeiten als Schriftsteller wahrgenommen wurde, ist von verschiedenen Kritikern kaum ein Autorenname der Moderne vergessen worden, mit dem ich angeblich schriftstellerische Ähnlichkeiten oder Zugehörigkeiten haben soll. Mit andern Worten: Die Ratlosigkeit, meinem Werk eine Etikette zu verpassen, um daran mich zu messen und zu wiegen, ist so groß, wie die Suche nach Etikettierung mitunter wichtiger erscheint, als die Kenntnisnahme meiner Arbeiten als solche. Ich schreibe nicht, um in einem etablierten Ordnungssystem unterzukommen, eher umgekehrt geht es mir darum, aus den Wirklichkeiten des Ich und des Außen, diesem Konflikte- und Spannungsfeld des Menschen, meine eigene textuelle Ordnung (in Orthografie und Zeichensetzung) zu (er)finden. Wie diese Ergebnisse dann von der Kritik eingeordnet werden, und ob ich mich daraufhin wiedererkenne, das ist mir gleichgültig. Das Tier im Wald bekümmert sich nicht um Linné.

### II. Ästhetik, Intertextualität

CK/ADW: Lassen Sie uns zunächst noch einmal zu Ihren literarischen Anfängen zurückkehren. Wie stellte sich Ihnen als Schriftsteller der ehemaligen DDR das Verhältnis zwischen Leben und Kunst dar? Funktionierte das Lesen und Schreiben von Literatur gewissermaßen als eine Überlebungsstrategie, eine »Methodik des Entkommens« (Arno Schmidt) aus einer das Individuum entwertenden Realität?

RJ: Zunächst ist das zu bejahen, doch läuft es nicht (im übrigen auch bei Arno Schmidt nicht) auf einen simplen Eskapismus hinaus. - Ich verstehe mein Schreiben als eine Form des Angriffs: auf das erniedrigte Leben; auf das allzeit herrschende mentale und soziale Unrecht, das in meinen Texten mitunter eine solche Zuspitzung erfahren hat, damit es erkannt und verneint werden kann! Das Verneinen (d. h. die Verweigerung der Affirmation, auch der ästhetischen) hat dabei nicht auf dem Papier, sondern im Kopf des Lesers stattzufinden. Das hat nichts mit im üblichen Sinn verstandener »engagierter Literatur« zu tun, meint nicht etwa Pro oder Contra einer politischen Partei oder Bewegung. Auch ist das vordergründig keine Frage von in den Texten transportierten Inhalten. Ich habe beim Schreiben sehr bald das Unzureichende, auch das Unlautere, empfinden müssen, die Bedeutung von Texten, nicht zuletzt deren politische, im Bereich des Inhalts allein zu suchen und festzumachen. Die Netze der Inhalte sind infolge ihrer Steuerbarkeit durch machtvolle Diskurse viel zu weitmaschig, will sagen: viel zu beliebig, um als Gradmesser für Bedeutung allein fungieren zu können. Hierbei handelt es sich allein um eine Problematik der Form. Allein die Formen, auch die literarischen, sind konkret. Anhand ihrer lohnt es zu streiten, wenn man will, sich zu engagieren.

CK/ADW: Hatte die Möglichkeit, nach dem Fall der Mauer endlich »frei« sprechen zu können, einen Einfluss auf Ihren Schreibstil? Anders gefragt: Wie haben sich die Bedingungen der literarischen Produktion in der Post-8q-Ära verändert? RJ: Der Wechsel hat sich bei mir in enorm positiver Weise bemerkbar gemacht, zuallererst auf der rein äußerlichen, praktischen Seite: Ich durfte erstmalig meine Manuskripte, auch die während der DDR-Zeit entstandenen, nach und nach veröffentlichen. Schließlich lag nach der »Wende« das gesamte DDR-Gebilde als ein offener Steinbruch zutage, darin die Lebensläufe von Menschen verstreut, die mit dem Ende des Staates DDR ja nicht aufgehört hatten zu leben – eher umgekehrt. Und diese Fülle an Materialien, die auch nach literarischen Bearbeitungen verlangten, boten mir enormen Fundus. Insofern hatte F.C. Delius recht, wenn er 1993 in der Laudatio zu meinem Döblin-Preis sagte, daß »niemals zuvor die Zeit zum Schreiben so günstig war wie heute«.- Freilich gilt es, das einmal in der Literatur bereits Gesagte und Gemachte nicht schablonenhaft nachzuzeichnen und in lediglich anderen Kulissen und Kostümen zu wiederholen. Ein »Recycling« autoritär gewordener Verfahren zu betreiben, das wäre mir zu einfach und vor allem zu wenig. Vielmehr sind aus den Ergebnissen insbesondere der klassischen Moderne – der für uns zunächstliegenden, noch immer virulenten Literaturepoche die für unsere Gegenwart erweiterten und durchaus neuartigen Schlußfolgerungen zu ziehen. Das habe ich in meinen Arbeiten versucht. Die Widerstände, die jedwedem Schreiben sich entgegenstellen, sind für mich nach der »Wende« in diesem Sinn eher materialhafter Natur. Das ist gegenüber der Zeit vor 1989 ein glückhafter Zustand, weil ich mich zudem nicht länger dafür entschuldigen muß, Schriftsteller zu sein, aber nichts veröffentlichen zu können.

Ihre Frage schließlich nach Änderungen in meinem Schreibstil zielt, so höre ich das zumindest heraus, eher auf Änderungen in der Schreibweise. Den Stil bestimmen bekanntermaßen sowohl die bewußte Seite der Sprach-Auswahl, als auch die Gesamtheit von allem im Sprachlichen nichtbewußt Enthaltenen: so die physiologische Konditioniertheit des Schriftstellers; das in seiner Gegenwart übliche, verfügbare Sprach- und Umgangs-Sprechmaterial, kurzum die kommunikative Seite einer jeden Sprache.

Dagegen wird unter Schreibweise ausschließlich der nach bewußten, frei gewählten Kriterien vollzogene Sprach-Zugriff ver-

standen. Erst in der Wahl seiner Schreibweise bekundet ein Schriftsteller seine Freiheit, wenn Sie so wollen, sein Engagement. Roland Barthes hat diesem Thema einige wesentliche Überlegungen gewidmet. Und diese Schreibweise suche ich aus dem Gegenstand und dem Material meiner je aktuellen Arbeit selbst herzunehmen, und zwar hinsichtlich sämtlicher Bestimmungsgrößen für einen Text: also Zeit, Tempi, Satzperiode, Sprachebenen etc. – Und weil die Wechselwirkungen zwischen Außenwelt und dem Subjekt des Schreibers nach 1989, wie erwähnt, sich gehörig verändert haben, dürften gegenüber der Zeit davor auch meinen Schreibweisen größere Veränderungen widerfahren sein, als zuvor.

CK/ADW: Wie schätzen Sie vor diesem Hintergrund den Zusammenhang Ihres Œuvres ein? Bemerken Sie eine gewisse stilistische oder thematische Entwicklung in Ihren Werken oder konstituieren diese eher ein monolithisches, auf die immergleichen historischen Traumata bezogenes Textgewebe?

RJ: Ich bin, wie Sie wissen, unter den Verhältnissen der DDR sozialisiert, naturgemäß sind mir daher die verschiedenen Biografien, Denkweisen und Erfahrungen von gleichfalls in der einstigen DDR aufgewachsenen Menschen unmittelbar vertraut. Speziell der Konflikt zwischen dem Ich einer Person und den äußeren Lebensverhältnissen bildet von jeher einen Kernpunkt in meinem Werk. Somit interessierte mich in meinen Arbeiten, die während der DDR-Jahre entstanden sind (aber nicht veröffentlicht werden durften), ebendieser Konflikt, der in jedem Fall sowohl aktuell spezifische als auch zeitund systemunabhängige Dimensionen aufweist. Das mag komplizierter klingen, als es ist. Dahinter verbirgt sich lediglich ein – mit Beziehung auf Foucault – »archäologischer« und ein »genealogischer« Blick auf den Schreib-(Arbeits-)Gegenstand Mensch, der hinausführt über bloß zeitverhaftet politische Gegebenheiten.

In den Arbeiten, die ich nach der Wende schrieb, haben mich dann zunächst die Fortsetzungen der Biografien dieser in der DDR sozialisierten Menschen interessiert: Wie haben, weil es auch diesmal eine »Stunde Null« nicht gab, diese Menschen unter veränderten äußeren Bedingungen ihr Leben fortgesetzt? Wie müssen sie auf die Rückkehr alter, repressiver Typiken und zugehöriger Gestalten im neuen Gewand reagieren (siehe hierzu »Hundsnächte«)? Welche inneren und äußeren Gegebenheiten haben bei ihnen welche Reaktionen provoziert?

Demzufolge konnte es nicht ausbleiben, daß meinen schriftstellerischen Weg auch die Lebensläufe von Menschen kreuzten, die aus der alten Bundesrepublik kamen. Sie habe ich längst in die Themenfelder meiner Arbeiten einbezogen. Ich habe dabei mitunter festgestellt, daß die in jedem Lebenslauf einmal getroffenen Grundentscheidungen über eine bestimmte Lebenshaltung – affirmativ oder verweigernd, gleich unter welchen äußeren Gegebenheiten - allemal entscheidender und prägender waren und sind, als die äußerliche, lediglich akzidentelle Zugehörigkeit zu einem Land. Bisweilen erhielt ich den Eindruck, daß auf beiden Seiten der Mauer Menschen auf gleicher Höhe gelaufen sind, und als die Mauer dann fiel, stand man sich unmittelbar gegenüber. Das, trotz Unterschieden im Detail, zu erkennen und produktiv zu machen, war nicht allein zur damaligen Zeit wichtig, um sich weder an die Geschwätzigkeit noch an die kruden Einheitsraster medial vermittelter Feindschaftslinien (so der »Ossi/Wessi«-Unfug) zu verlieren. Das gilt übrigens bis heute.